

1-140

Der evangelische Glaube

und die

Theologie Albrecht Ritschls.

Rektorsrede

von

Wilhelm Herrmann.

Zweite Auflage.

Marburg.

Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

1896.

BX
4827
R5H37
1896



Der evangelische Glaube

und die

Theologie Albrecht Ritschls.

Rectoratsrede

von

Wilhelm Herrmann.



Zweite Auflage.

Marburg.

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

1896.

106841

BX

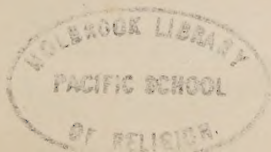
4827

R5H37

1896



Die Gönner und Angehörigen der Universität verlangen von dem Rektor als erste Amtshandlung dieß, daß er etwas mittheile, was ihn und sein Fach als Glieder der Universität erkennen läßt. Für uns Theologen scheint diese Aufgabe schwieriger zu sein als für die Mitglieder anderer Fakultäten. Wenigstens ein Ueberblick über die theologischen Rektoratsreden der letzten zehn Jahre läßt das vermuthen. Nicht wenige dieser Reden befaßten sich mit dem Nachweis, daß die Theologie eine Wissenschaft sei. Wenn aber das besonders bewiesen werden muß, so muß es doch auch wohl Gründe geben, durch die es zweifelhaft gemacht wird. Der Hauptgrund ist dieser. Eine theologische Fakultät würde die Vertretung ihrer historischen Fächer einem Philologen oder Historiker, der in der Geschichte des Christenthums bewandert wäre, nicht anvertrauen können. Wir müßten noch etwas Anderes von einem solchen Forscher verlangen, wodurch er selbst ein Theologe werden würde. Von dem Theologen erwarten wir, daß er nicht nur die Geschichte der christlichen Gemeinde kennt, sondern daß er die Sache der christlichen Gemeinde zu der seinigen macht. Er soll in besonderer Weise das erstreben, was die christliche Gemeinde durch ihr gesamntes Leben erstreben soll, das Christenthum als etwas gegenwärtig Lebendiges erscheinen zu lassen. Wir Theologen erfüllen diese Christenpflicht, indem wir in unsrer wissenschaftlichen Arbeit die Ueberzeugung des christlichen Glaubens vertreten. Dabei ist natürlich vorausgesetzt, daß wir selbst von der Wahrheit des christlichen Glaubens überzeugt sind.



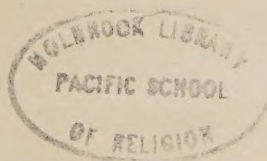
Diese Ueberzeugung aber, ohne welche theologische Arbeit nicht möglich ist, bildet den besonderen Gegenstand der Untersuchung in der Disciplin, die an unsrer Universität zu vertreten meine Aufgabe ist. In der systematischen Theologie, in der Dogmatik und Ethik sollen die Gedanken des christlichen Glaubens in ihrem inneren Zusammenhange dargestellt und aus ihrer Quelle abgeleitet werden. Dabei soll zugleich gezeigt werden, wie der christliche Glaube die Wahrheit dessen, was er glaubt, vor sich selbst rechtfertigt. Die einzelnen Vertreter der theologischen Disciplinen sind Theologen auf jeden Fall nur insoweit, als sie irgendwie Dogmatiker sind.

Das ist es nun aber gerade, was die Theologen von aller sonstigen Wissenschaft scheiden soll. Was will das für eine Wissenschaft sein, die sich durch unabänderlich festgelegte Ueberzeugungen einengen läßt? Müßten wir nicht, um der Ehre der Wissenschaft werth zu sein, diese Ueberzeugungen selbst zum Problem machen? Stehen wir nicht, anstatt das freie Werk der Forschung nach dem Wirklichen zu treiben, unserm Gegenstande mit gebundenen Händen gegenüber? Anstatt der pflichtmäßigen Objectivität, mit der sich der Mann der Wissenschaft lediglich vor den erkannten Thatfachen beugt, herrscht bei uns das Vorurtheil in Gestalt unantastbarer Urtheile über Alles, was da wirklich ist und werden kann. Ja noch mehr: die christliche Religion steht und fällt mit der Wirklichkeit und Macht bestimmter Thatfachen, die wir in der Geschichte vorzufinden meinen. Ein christlicher Theolog läßt sich diese Thatfachen nicht nehmen. Dann wird er aber schwerlich sich zu den Historikern gesellen können. Denn ein gerechter Historiker ist bereit, jedes Factum in Frage zu stellen, wenn die Sache ziemlich lange her ist. Kurz, wo die Dogmatik regiert, hört die Freiheit der Forschung auf.

So lauten die Anklagen. Wir aber fürchten dieselben nicht, denn wir fordern sie heraus. Es ist wirklich so. Wir stehen unserm Gegen-

stande nicht frei gegenüber, sondern wir wollen durch ihn im Innersten bestimmt sein. Deshalb würden wir uns selbst aufzugeben meinen, wenn wir einräumen wollten, daß die Vorstellung von ihm so grenzenlos wandelbar sei, wie es die Wissenschaft sonst bei der Vorstellung von jedem Dinge zugesteht. Will man der Theologie deshalb den Charakter der Wissenschaft absprechen, so müssen wir uns das gefallen lassen. Daß wir nicht in den Kreis der Wissenschaft gehören, die ohne durch persönliche Ueberzeugung bestimmt zu sein, das nachweisbar Wirkliche erkennt, das wissen wir selbst. Wir können uns wohl damit trösten, daß wir doch eigentlich nicht von Andern aus jenem Kreise herausgedrängt werden, sondern daß wir selbst heraustreten, weil wir vielleicht mehr als Andere genöthigt sind, uns das Wesen jener Wissenschaft zu überlegen, und weil wir den Glauben kennen.

Aber wenn wir uns so von der Wissenschaft in jenem Sinne scheiden, so scheiden wir uns damit nicht von den wissenschaftlichen Forschern, die neben der Wissenschaft auch noch eine Existenzberechtigung haben. Vielleicht wird die Wahrnehmung des freundlichen Verhältnisses zu den Männern der Wissenschaft, dessen wir uns hier in Marburg in reichem Maaße erfreuen, uns einen Weg zeigen können, auch der Theologie eine andere Stellung zur Wissenschaft zu geben, als aus dem bisher in Betracht gezogenen sich zu ergeben schien. Zunächst aber wollen wir, um eine Verständigung anzubahnen, von demjenigen reden, womit wir die Scheidung begründet haben, nämlich vom Glauben im christlichen Sinne. Darauf gehe ich um so lieber ein, weil ich dabei eines Mannes gedenken muß, dem die evangelische Kirche zu tiefem Danke verpflichtet ist, des im März dieses Jahres verstorbenen großen Theologen Albrecht Ritschl. Viele von uns haben eine Erinnerung an seine lebensvolle, mannhafte Persönlichkeit. Alle kennen wenigstens seinen Namen. Die kirchliche und politische Presse haben dafür gesorgt. Das Leben dieses Mannes bietet in

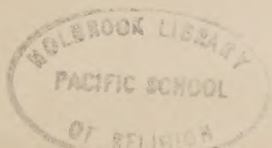


seinem letzten Jahrzehnt ein Schauspiel dar, wie es die Geschichte der evangelischen Kirche sonst nicht aufzuweisen hat. Ein Gelehrter, der sich von dem kirchlichen Parteitreiben gänzlich fern hält, wird mit dem gleichen Haß der beiden kirchlichen Parteien beladen, die sich sonst als unversöhnliche Gegner bekämpfen. Ein Autor, dessen Schriften auch dem Fachgenossen bisweilen schwierige Aufgaben stellen, wird zum Gegenstand kritischer Uebungen für Schriftsteller, denen es offenbar nicht leicht wird, eine längere Gedankenreihe festzuhalten. Ein Mann der an seinem Lebensabend eine kleine Zahl akademischer Theologen in seinen Kreis gezogen hat, wird von den einflußreichsten Häuptern zahlreicher theologischer Gruppen als eine ungeheuerer Gefahr für die Kirche hingestellt. Dabei wird die Polemik gegen ihn und seine Schüler in einer Form geführt, die in der That so aussieht, als wenn seine Widersacher durch wirkliche Angst der verständigen Ueberlegung beraubt wären. Kaum wird es irgendwo sonst vorkommen, daß man einen Satz, den man selbst hergestellt hat, als ein Citat aus einer Schrift des Gegners ausgiebt, und dann an dieses erdichtete Citat den härtesten Tadel des Gegners knüpft. In dem Streite gegen Ritschl und seine Schüler hat man sich dieser Form der Polemik des öfteren bedient. So ist es noch im August dieses Jahres¹⁾ auf einer großen kirchlichen Versammlung unter den Augen des brandenburgischen Kirchenregiments geschehen. Ritschl hat sich dieses Treibens niemals erwehrt. Er hat seine Arbeit gethan und im Uebrigen geschwiegen.

Es muß doch an Ritschl und seinem Werke etwas sein, was die leidenschaftlichen Angriffe auf ihn erklärlich macht. Ohne Grund wird es doch nicht sein, daß Männer, die sonst auf ihre Wahrheitsliebe etwas halten, in dem Streit gegen ihn dazu hingerissen werden, so offen die Unwahrheit zu sagen. Aus rein persönlichen Gegensätzen kann man eine so umfassende Bewegung nicht erklären. Haben vielleicht die durch seine Schule gegangenen Pfarrer dadurch Anstoß er-

1) Die Rede wurde im Oktober 1890 gehalten.

regt, daß sie die Gemeinden verwirrten und den kirchlichen Oberen Noth machten? Das Gegentheil ist von Seiten des Kirchenregiments der Landeskirche, in welcher Ritschl wirkte, mehrmals bezeugt worden. Nach diesem Zeugniß haben sich Ritschl's Schüler im Pfarramt vielmehr dadurch ausgezeichnet, daß sie ohne den gefährlichen Drang, sich auf lärmenden Parteiversammlungen hervorzuthun, still und treu ihres herrlichen Amtes warteten. Der Grund liegt in etwas Anderem, das sich schon in der persönlichen Erscheinung Ritschl's für diejenigen, die ihn näher kannten, stark ausprägte. Ritschl beobachtete in der religiösen Mittheilung eine außerordentliche Strenge gegen sich selbst. Wie er in der Gedankenwelt des christlichen Glaubens lebte, trat allerdings in seiner Gesprächsführung so zu Tage, daß ein weniger kräftiges Ingenium dadurch ermüdet werden konnte. In seinem Hause und hier in Marburg bin ich Tage lang mit ihm zusammengewesen, ohne daß er jemals die Beschäftigung mit den höchsten Dingen durch eine längere Unterhaltung leichteren Inhalts unterbrochen hätte. Darin erschien seine tiefe Ergriffenheit von der Sache. Aber sehr selten trieb sie ein weiches, empfindungsvolles Wort empor. Herb und streng redete er von dem, was sein Herz bewegte. Das war bei ihm nicht nur daraus zu erklären, daß willensstarke und wahrheitsliebende Menschen, je leichter sie weich werden, desto sorgfältiger den Ausdruck ihrer Erregung zu überwachen pflegen. Ritschl wollte damit vielmehr gegen ein Verhalten protestieren, das ihm in der evangelischen Kirche unserer Zeit allzuweit verbreitet zu sein schien. Es giebt Menschen, denen eine wunderbare Leichtigkeit der religiösen Mittheilung verliehen ist. Für die Gabe solcher Menschen ist Ritschl höchst empfänglich gewesen. Das Bild eines der Kraftvollsten unter diesen Hochbegabten hatte er in seinem Arbeitszimmer täglich vor Augen. Er lebte in der Vorstellung, daß der reine Ausdruck der religiösen Erregung und seine zündende Wirkung das wichtigste sei, was sich in der Welt ereignen



könne, und das eigentliche Mark der Geschichte darstelle. Um so peinlicher fühlte er sich aber auch berührt, wenn ihm eine religiöse Mittheilung, die das Höchste zu berühren wagte, als etwas Gefühnkeltes entgegentrat. Die Virtuosen auf diesem Gebiete hat er als seine Todseinde behandelt. Sie haben es ihm reichlich vergolten.

Ritschl hat jene Unsitte nicht nur in ihren vereinzeltten Erscheinungen als eine Entweihung des Heiligen behandelt, sondern er wollte ihre Wurzel erfassen und ausziehen. Die Wurzel des religiösen Virtuosenenthums, überhaupt alles gemachten Wesens im Christenthum, ist aber die falsche Vorstellung vom Glauben, gegen die Ritschl mit den Waffen Luthers stritt. Es ist das die Vorstellung vom Glauben, die nicht nur von den Verächtern des Christenthums als Grund ihrer Ablehnung kultiviert wird, sondern die auch in weiten Kreisen der Gemeinde, die Theologen miteingeschlossen, herrscht.

Von Unzähligen, die sich evangelische Christen nennen, wird man als Antwort auf die Frage, was der Glaube sei, dieß hören: der Glaube bestehe aus zwei Stücken; er sei das Zugeständniß, daß Alles was wir in der Bibel lesen, Gottes Wort und deshalb wahr sei; und der Glaube sei zugleich festes Vertrauen auf das in der Bibel gelehrt und berichtet. Wir sind der Meinung, daß diese Vorstellung vom Glauben sicherlich nicht eine so weite Verbreitung in der evangelischen Kirche gewonnen hätte, wenn nicht etwas wahres daran wäre. Man kann sich aber auch an der Thatfache, daß diese Vorstellung vom Glauben in der evangelischen Kirche regiert, vergegenwärtigen, wie langsam sich solche großen geschichtlichen Vorgänge, wie die Reformation Luthers, abspielen. Denn der Glaube, der mit jenen Worten beschrieben wird, ist thatfächlich römisch-katholischer Glaube. Es ist das einer der stärksten Belege dafür, wie eng wir noch mit der Kirche, von der wir uns im 16. Jahrhundert getrennt haben, verbunden sind. Wir haben doch oft gehört, die Protestanten glaubten nur, was in der Bibel stehe,

die Katholiken dagegen außerdem noch, was die Kirche lehre. Gerade an dieser vulgären Art, die beiden Kirchen zu unterscheiden, kann man sehen, daß wir mit unserer Behauptung Recht haben. Wer nämlich so von den beiden Kirchen redet, giebt eben damit kund, daß er den Unterschied lediglich in der Menge dessen findet, was geglaubt wird. Den Glauben selbst dagegen hält er in beiden Kirchen für gleichartig. Zahllose Gegner und Anhänger des Christenthums finden sich in der Vorstellung zusammen, unser Glaube bestehe darin, daß wir Lehren und Berichte, die uns mit göttlicher Autorität dargeboten werden, für wahr halten, und uns dann darauf verlassen. Wenn es aber wirklich keine andere Art von Glauben in der Christenheit gäbe, so gäbe es kein evangelisches Christenthum. Von den römischen Katholiken würde man uns dann nur so unterscheiden können, daß man sie die Ganzen, uns die Halben nennen müßte. Denn wer einmal auf dem Standpunkt jener Vorstellung vom Glauben steht, bleibt in einer Halbheit stecken, wenn er zwar das glauben will, was die Bibel lehrt aber dem Spruch der Kirche den Glauben verjagt. Denn thatsächlich haben wir ja doch die Bibel durch die Kirche empfangen, die in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte diese Schriften als kanonische aufgenommen hat. Der Christ also, der unter Glauben lediglich das willige Annehmen des mit göttlicher Autorität Dargebotenen versteht, bleibt ohne Zweifel auf halbem Wege stehen, wenn er erklärt, er wolle nur das in der Bibel ihm dargebotene Gotteswort annehmen. Wenn er Ernst machen will, so muß er vielmehr vor Allem derjenigen Autorität seinen Gehorsam bezeugen, von der wir Alle die Bibel empfangen haben, der Kirche. Danach würde es nun so aussehen, wie es von katholischer Seite oft behauptet wird, daß es lediglich Charakterschwäche sei, wenn die gläubigen Protestanten nicht Katholiken werden.

Indessen so schlimm steht es nun doch nicht. Die Beschränkung der Evangelischen auf die heilige Schrift ist trotzdem richtig. Aber

dieser richtige Grundsatz läßt sich nicht richtig durchführen, wenn man dabei die katholische Vorstellung vom Glauben befolgt. Es giebt eben noch eine andere Vorstellung vom Glauben, die wir von der römisch-katholischen als die christliche unterscheiden, der Gedanke vom Glauben, für den Paulus gestritten hat und, ihm folgend, Luther. Es würde unpassend sein, wenn ich an dieser Stelle die zornigen Worte citieren wollte, mit denen Luther oftmals die Meinung bedacht hat, der Glaube sei die bereitwillige Annahme des in der Bibel geschriebenen, die man sich vornehmen und abzwängen müsse. Aber ich erinnere an diese Worte, um die Behauptung zu erhärten, daß die Saat der Reformation bei uns noch lange nicht zur Reife gekommen ist, wenn doch der von Luther bekämpfte katholische Gedanke vom Glauben in der evangelischen Gemeinde noch immer eine Macht ist. An der Leitung der Kirche und an der theologischen Arbeit sind Viele theiligt, die sich durch diese Macht die Hände binden lassen, weil sie sich fürchten unglaublich gecholten zu werden, weil sie also nicht nur Gott, sondern auch recht sehr die Menschen fürchten.

In der katholischen Kirche hat vielleicht das Bestehen des falschen Gedankens vom Glauben nicht die schlimmen Folgen wie bei uns. Denn die katholische Kirche hat in ihrem complicirten Bau Hülfsmittel gegen diese schlimmen Folgen. Aber Luther hat grade diese Hülfsmittel zer schlagen und zer schlagen müssen als er dem richtigen Gedanken vom Glauben die Bahn brechen wollte. Solche Hülfsmittel möchten sein die Mystik, die katholische Lehre von den guten Werken und die uns Evangelische oft so unheimlich berührende Verfinnlichung des Göttlichen im Kultus. In der katholischen Kirche werden diese Dinge mit Erfolg verwendet, um ihrem Christenthum aufzuhelfen. In der evangelischen Kirche dagegen können diese Hülfsmittel und Ergänzungen in Folge einer unauslöschlichen Erinnerung an das Werk Luthers nicht zu kräftiger Anwendung kommen, obgleich man sich ihrer vielfach unter

der Hand bedient. Bei uns soll der Glaube Alles thun; der Glaube macht selig. Das hält man fest, oder man kommt vielmehr nicht davon los. Indem man aber zugleich von der katholischen Meinung vom Glauben nicht loskommt, an die sich eine so gewaltige Verheißung schlechterdings nicht knüpfen läßt, so geräth man leicht in eine Karrikatur des religiösen Verhaltens, die der Wahrheit zu sehr widerstreitet, als daß man mit ihr Ernst machen könnte.

Der Glaube rechtfertigt, d. h. der Glaube rettet und macht selig. Was wird aus diesem paulinischen Satze, wenn man in ihn die auch bei uns vulgäre katholische Vorstellung vom Glauben einsetzt? Der Mensch wird dadurch selig, daß er allem was ihm als das Wort Gottes durch die Autoritäten des Glaubens, durch die Kirche oder durch die Bibel vorgehalten wird, zustimmt. Es wäre zu stark, wenn man sagen wollte, dieser Glaube bestehe darin, daß man etwas behauptet, wogegen man innerlich protestiert. Aber auf jeden Fall ist dieser Glaube das Bemühen etwas für wahr zu halten, was man nicht als Wahrheit versteht. Und ein solches Bemühen, ein solcher peinlicher Zustand sollte einen Menschen selig machen? Unmittelbar kann er das offenbar nicht. Der Satz „der Glaube macht selig“ wird trotzdem wahrlich mit Recht in der evangelischen Kirche festgehalten. Aber er gewinnt unter diesen Verhältnissen nothwendig folgenden Sinn. Der Christ, der sich redlich bemüht, das für wahr zu halten, was er nicht als Wahrheit verstehen kann, sagt sich, Gott werde ihm einmal lohnen für diese Leistung und ihn später selig machen. Sinn und Unsinn, Wahrheit und Lüge sind in jeder Menschenseele so ineinander gewirrt, daß es anmaßend sein würde, wenn wir über diese religiöse Haltung, die uns in der evangelischen Gemeinde auf Schritt und Tritt begegnet, mit harten Worten herfallen wollten. Es ist sehr wohl möglich, daß ein Christ das richtige religiöse Verhalten, den Glauben der wirklich selig macht, kennt und hat, und daß er doch dabei

an jener falschen Vorstellung vom Glauben gewohnheitsmäßig theilnimmt, ohne es zu bemerken, daß er selbst darüber hinausgewachsen ist. Das dürfte nicht nur von Evangelischen gelten, sondern auch von Katholiken. Härter aber müssen wir mit denen reden, die als Theologen berufen sind, der Gemeinde zu dienen. Unsere Pflicht ist es, darüber keinen Zweifel zu lassen, daß eine solche Art von Glauben in der evangelischen Kirche im Ganzen verderblich wirken muß, und das unsrige dazu zu thun, daß sie verschwindet.

Erstens wird für Viele in unserer Zeit eine Mauer aufgerichtet, die sie vom Christenthum scheidet, wenn man ihnen sagt, sie müßten, um Christen zu werden, dieß oder jenes, was ihnen gar nicht einleuchtet, für wahr halten, weil es ihnen von Gottes Wort vorgeprochen werde. So etwas bringt ein Mensch, der die Pflicht der Wahrhaftigkeit kennt, nicht fertig, ohne sein Gewissen zu verletzen. Wenn also jemand ein Christ wird, so wird er es gewiß nicht in Folge einer solchen Aufforderung, sondern trotz ihrer. Und wenn jemand, abgestoßen durch eine solche Forderung, sich der Verkündigung von Christus entzieht, so ist das nicht immer seine Schuld, sondern oft auch die Schuld derer, die ihm eine so unmenschliche Last aufgelegt hatten. Es hat allerdings eine Zeit gegeben, wo es einen Sinn hatte, jedem ohne Weiteres zuzumuthen, er solle das für wahr halten, was ein Christ glauben müsse. Im Mittelalter konnte man so verfahren. Denn damals war das gesammte Weltbild, in dem die Menschen lebten, so beschaffen, daß das Christenthum, wie man es damals verstand, sich ohne Mühe darin einfügte. Wir leben in einer andern Zeit, in einer andern Welt. In dieser Welt ist das Christenthum ein Fremdling. Der innerhalb der modernen Kultur aufwachsende Mensch wird von Kindesbeinen an in eine Art des Denkens hineingezogen, an die sich die Gedanken des christlichen Glaubens keineswegs als etwas gleichartiges anschließen. Keine Fürsorge christlicher Eltern kann ein Kind

unserer Zeit davor bewahren. Die moderne Gesellschaft hat die Mittel zum Leben nur dadurch, daß sie die Dinge besser beherrscht, als die Menschen des Mittelalters. Bei den damals üblichen Formen der Arbeit würden wir verhungern. Die modernen Formen der Arbeit beruhen aber auf dem Gedanken, daß die Dinge, die wir benutzen wollen, mit allen andern wirklichen Dingen in einer Naturordnung vereinigt und untereinander verknüpft sind. Diesen Gedanken trägt daher jeder mit sich, der in der Gegenwart arbeitet, um zu leben. Es ist aber offenbar nicht leicht möglich, daß jemand, zu dessen Lebensbedingungen der Gedanke von einer durchgängigen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens gehört, auch nur die allgemeinsten Grundgedanken des christlichen Glaubens als etwas gewohnheitsmäßiges sich aneignen und behaupten könne. Es wird wenige Christen unserer Zeit geben, die nicht irgendwie die Spannung und Pein des Gegensatzes empfunden hätten, der zwischen dem Gedanken eines Gottes, der Wunder thut und Gebete erhört und dem Gedanken einer endlosen gesetzmäßig geordneten Welt besteht. Wohl hat der christliche Glaube in dem Gedanken der Allmacht des überweltlichen Gottes ein Mittel, über jenen Gegensatz hinwegzukommen. Aber keine Wissenschaft kann diesen Gedanken begründen; er entsteht erst im Glauben und wird in der Kraft des Glaubens behauptet. Deshalb müssen für das Geschlecht unserer Tage die Gedanken unseres Glaubens immer mehr den Schein des Natürlichen verlieren. Das ist aber kein Fehler. Denn in der Religion hilft überhaupt nicht das Selbstverständliche, sondern das Wunderbare. Wenn im Mittelalter die für die religiöse Praxis wichtigsten Gedanken des Christenthums gewohnheitsmäßig und Gegenstand eines vermeintlich wissenschaftlichen Beweises geworden waren, so waren sie nicht mehr wunderbar sondern profan. Das ungestillte religiöse Bedürfnis suchte daher damals auf andern Gebieten das Wunder auf, von welchem der Glaube lebt. War es nun wohl besser, wenn man deshalb das

Wunder in dem heiligen Blut zu Wilsnack und in ähnlichen Dingen fand, oder ist es besser, daß wir heute durch den unwiderstehlichen Zug der von Gott geleiteten Geschichte dazu gezwungen werden, das Wunder in Gott selbst und in der Gewißheit von seiner Macht und Gnade zu finden? Auf jeden Fall hat es keinen Sinn mehr, an die Menschen unserer Zeit die einfache Forderung zu richten, sie sollten die Gedanken des christlichen Glaubens für Wahrheit halten. Man legt ihnen damit eine ganz andere Last auf, als sie die Menschen des Mittelalters bei derselben Forderung zu tragen hatten, und macht ihnen das Christwerden um so unmöglicher, je wahrhaftiger sie sind.

Nicht geringer ist der Schaden, den die falsche Vorstellung vom Glauben für diejenigen mit sich führt, welche Christen zu sein meinen und gläubig sein wollen. Es ist doch eine starke Täuschung, wenn sich Christen für berufen und verpflichtet halten, sich das, was ein Mann wie Paulus gesagt hat, mit kräftigem Entschluß als ihre eigene Meinung anzueignen und nachzusprechen. Ein solcher Entschluß kann nur inneren Unfrieden bewirken. Die Gedankenrüstung eines Paulus paßt uns deshalb noch lange nicht, weil wir uns herausgenommen haben, in sie hineinzuschlüpfen. Es ist überhaupt ein schwerer wenn auch sehr naheliegender Irrthum, wenn man meint, wir Christen seien von Gott dazu bestimmt, wie geistige Parasiten in den Gedanken Anderer zu leben. Es geht freilich bei aller Erziehung so zu, daß man an dem, was Andere vorher gedacht haben, erstarrt. Und wir wären die letzten, zu meinen, daß wir Christen sein könnten, wenn uns die wunderbaren Gedanken der Bibel nicht durchs Herz gingen. Christlicher Glaube ist nicht möglich ohne Pietät gegen eine heilige Ueberlieferung. Wir wissen es wohl, daß wir kein rechtes Leben mehr haben würden, wenn der Zusammenhang zwischen uns und dieser Ueberlieferung aufhörte. Aber wir kommen wahrlich nicht in den rechten Lebenszusammenhang mit ihr, wenn wir durch den bloßen

Entschluß uns ihre Gedanken anzueignen meinen und sie dann für die unsrigen ausgeben. Wir sollen keine Parasiten sein, sondern wir sollen unseres eigenen Glaubens leben. Wie hat sich Luther bemüht das Klar zu machen! Aus der weiten Verbreitung jenes Irrthums in unserer Kirche entwickelt sich das, was Ritschl als religiöses Virtuositenthum bekämpft hat. Es muß eine krampfhafte Unnatur daraus entstehen, wenn man sich selbst und andern vorredet, daß man sich in Gedanken bewege, zu denen man noch nicht eingewachsen ist. Nothwendig wird dabei zum Gegenstande einer virtuosen Technik gemacht, was bei dem Propheten der einfache und natürliche Ausdruck des von Gott erweckten Lebens ist. Es ist freilich wahr, daß der Christ nicht sich selbst der Gemeinde verkündigen soll, sondern das Wort Gottes. Aber man kann nur das als Gottes Wort verkündigen, was man als Gottes Wort verstanden hat.

Die Verkündigung eines Christen, der wirklich auf der Bahn der Propheten ist, kann man von der Rede eines Virtuosen leicht unterscheiden. Der letztere wird sich immer in einer Fülle von Worten bewegen, welche alle den höchsten Gedanken des Glaubens und der stärksten religiösen Erregung zum Ausdruck dienen. Dagegen bei der wirklich glaubensvollen Aussprache eines Christen geht es anders zu. In ihr finden wir vor Allem die lebensvolle Erfassung und Darstellung einer besonderen Situation, in welcher sich Redner und Hörer zusammenfinden. Diese besonderen Verhältnisse so auszulegen und verständlich zu machen, daß sie mit der Gewalt göttlicher Forderungen und göttlicher Verheißung unser Herz treffen, ist das Werk einer wirklich christlichen Rede. Die Bedeutung des Wortes Gottes kann für jeden Menschen nur das Wort haben, das ihn in seiner augenblicklichen Lage zu wahrer Selbstbesinnung bringt. Jeder religiöse Gedanke, der uns nicht in solcher Weise verständlich wird, bleibt uns fremd, mögen wir ihn noch so trozig für den Ausdruck unserer

Ueberzeugung ausgeben und unsere Phantasie noch so sehr an ihm erhitzen. Wenn aber in unserer Kirche so Viele die höchsten Erzeugnisse der religiösen Gedankenbildung mit wunderbarer Leichtigkeit reproduzieren, ohne zu beachten, wie solche Gedanken in einer Seele allein entstehen und ihr Eigenthum werden können, so schaden sie sich selbst und helfen niemandem.

Gegen diese Schäden hat Ritschl das richtige Verständniß des Glaubens aufgeboten. Damit hängt es zusammen, daß auch die Häupter der sogenannten liberalen Theologie ihn heftig bekämpft haben. Diese Theologen sind allerdings von Schleiermacher auch dahin gefördert, daß sie den ersten der von uns gekennzeichneten Schäden, die Herabwürdigung des Glaubens zu einer menschlichen Leistung, die gegen das Gewissen geht, stark empfinden. Aber was sie an die Stelle dieses falschen Glaubens setzen wollen, ist nicht der christliche Glaube, sondern eine nach ihrer Meinung in dem Wesen des menschlichen Geistes begründete Religiosität. Es fehlt ihnen das Verständniß dafür, daß allerdings der christliche Glaube die unbedingte Unterwerfung unter eine Macht ist, die der Christ von seinen eigenen innern Leben unterscheidet, nämlich unter die Offenbarung Gottes. Sie wollen von den beiden Sätzen: der Glaube macht selig und der Glaube ist Unterwerfung unter die Autorität der Offenbarung nur den ersteren festhalten. Ritschl hat sie beide behauptet. Das hat ihn der Masse seiner Zeitgenossen unverständlich gemacht; und dasselbe stellt ihn in die erste Reihe derer, die das Werk Luthers aus verfallenden Formen hervorziehen und bewahren wollen. Seine Gegner schlagen sich mit seinem theologischem System herum und freuen sich, wenn sie Fehler darin entdeckt haben. Als ob es nicht selbstverständlich wäre, daß an einem solchen System für das Auge anderer Christen viel Unfertiges und Verkehrtes hervortreten muß. Wie wir selbst als Christen unvollkommen sind, so müssen es auch unsere Systeme sein. Das dagegen, was bei

Ritisch wahrhaft groß und unvergänglich ist, die kraftvolle Verknüpfung jener beiden Grundsätze in seiner Theologie, wirkt still und unwiderstehlich auch auf diejenigen, die ihn schelten.

Der Glaube macht selig — das heißt, daß der Glaube selbst die Menschen in denen er entsteht, in einen Zustand versetzt, der der Anfang seligen Lebens ist. Der Glaube, der das bewirkt, ist nicht ein williges Annehmen dessen was Andere gedacht und gesprochen haben, noch weniger ein sich Versteifen auf solche Dinge. Das Verlangen unserer Seele nach wahrhaftigem Leben wird nicht dadurch gestillt, daß wir eine Lehre über Gott empfangen, sondern dadurch, daß wir Gott selbst finden. Gott selbst — d. h. etwas Anderes als die Welt, in der wir uns verlieren, etwas Anderes auch als der ewige Grund dieser Welt, ein Wesen, das uns in der Zeit lebende Menschen ewiges Leben erfahren läßt. Ewiges Leben aber ist ein Leben im Ewigen. Und das Leben im Ewigen, soweit wir es erfassen und erfahren können, besteht für uns in zwei geistigen Regungen: erstens, daß wir nicht nur an einzelnen zeitlichen Dingen, wie der Besitz unserer Kinder eine solide Gesundheit, ein rechtschaffener Beruf, Freude haben, sondern Alles, was überhaupt ein uns bewußtes Element unsers Daseins wird, als einen Anlaß zur Freude innerlich verwerthen können, zweitens, daß wir uns von Herzen gern unter das Ewige beugen, das uns in der sittlichen Forderung beansprucht und uns Selbstverleugnung auferlegt. Offenbar wäre der Mensch, der das beides könnte, innerlich von der Welt geschieden und zu einem Leben im Ewigen gebracht. Die Macht die uns durch ihre Verührung so reich und so stark macht, ist unser Gott. Ein Mensch, der das nicht irgendwie in sich erlebt, hat keine Gotteserkenntniß, keinen Glauben und keinen Gott in christlichem Sinne.

Was heißt das aber, daß wir diesen Gott finden? Wir finden ihn noch nicht, wenn wir uns die eben beschriebene Macht als das

Wesen Gottes vorstellen. Der bloße Gedanke von Gott hilft uns, um mit Luther zu reden, ebensowenig wie eine Mönchskappe. Daß er Gott gefunden habe, kann der Mensch nur sagen, wenn es ihm aus einem zeitlich begrenzten Ereigniß seines eigenen Lebens klar geworden ist, daß Gott ihn selbst darin aufgesucht und berührt hat. Das ist die Regel aller lebendigen Frömmigkeit in allen Religionen. Deshalb giebt es keinen religiösen Gedanken, der nicht eine solche direkte Beziehung Gottes auf diesen einzelnen Menschen, der den Gedanken hegt, ausdrückte. Den religiösen Gedanken der Allmacht Gottes haben wir z. B. nicht, wenn wir uns eine Macht vorstellen, die alles Mögliche kann. Wir haben den Glaubensgedanken der Allmacht Gottes nur dann, wenn wir uns eine Macht vorstellen, die gegenwärtig die ganze Wirklichkeit, in der wir stehen, um unsertwillen wirkt. Viele halten es für eine wissenschaftlich erweisbare Wahrheit, daß ein Gott sei als der allmächtige Herr über alle Dinge. Verbreiteter noch möchte unter uns die Meinung sein, daß man von sittlicher Gesinnung aus dazu komme, Gottes gewiß zu werden. Wer von dem Rechte des Guten tief durchdrungen ist, werde sich nothwendig das Gute als die Macht vorstellen, der schließlich Alles unterworfen ist. Man pflegt darauf hinzuweisen, daß die sittliche Energie sofort in uns erschlafe, wenn wir von dem Gedanken, daß Gott als der allmächtige Wille des Guten wirklich sei, zurücktreten wollten. Das ist ganz richtig. Und ein Christ wird am wenigsten geneigt sein, dem zu widersprechen. Aber dennoch ist der christliche Glaube an Gott und jene sittliche Begeisterung, die sich in dem Gedanken Gottes fortsetzt und vollendet, noch lange nicht dasselbe. Der Gedanke, daß das Gute allein Macht habe und Leben gebe, macht einen Menschen gar nicht selig. Sondern je mehr es einem Menschen mit seiner sittlichen Gesinnung aufrichtiger Ernst wird, desto mehr wird ihn jener Gedanke wie Feuer brennen. Denn was nicht gut ist, hat danach keinen Anteil an wahrhaftigem Leben. Und wer ist gut?

Der Glaube der sittlichen Begeisterung macht das Menschenleben zu einer Tragödie. Das ist auch schon etwas, aber Christenthum ist es nicht. Christlicher Glaube macht den Menschen, bei dem sittliche Begeisterung in Entsetzen geendigt hatte, selig. Es fragt sich, wie das zugeht.

Wir sind gern mit Menschen zusammen, denen wir es anzu merken meinen, daß sie sich aufrichtig vor dem Ewigen beugen. Wir fühlen uns aber nicht nur deßhalb zu ihnen hingezogen, weil sie allein Vertrauen verdienen. Sondern sie wirken, was für Jammergestalten und dürftige Geister sie auch im Uebrigen sein mögen, durch sich selbst erfreulich, weil sie uns aus der Fülle eines tief verborgenen Glückes anblicken. Wir sagen uns: Ein solcher Mensch könnte sich nicht schließlich immer wieder so ruhig in das Nothwendige ergeben und um des Guten willen sich selbst verleugnen, wenn er sich nicht in einem unantastbaren Besitze geborgen fühlte. Das ist eben das eigentliche Geheimniß des Christenthums, daß es den Menschen den Lebensinhalt giebt, der den reichsten wie den ärmsten Geist erst so reich macht, daß er mit der Kraft wirklicher Liebe auf andere wirken kann. Darin vor Allem besteht das Christsein, daß man diesen inneren Reichtum gewinnt. Das was uns innerlich reich macht, quillt aber nicht von selbst in der Seele auf, sondern dringt aus der Geschichte in der wir stehen, an uns heran. Nicht an sich selbst verzweifeln, weil Jesus Christus ein wirklicher Bestandtheil dieser unsrer Welt ist, das ist der Anfang Christlichen Glaubens. Um das zu verstehen, muß man die Eigenthümlichkeit Jesu sehen können, durch die er sich von Allem, was uns sonst in der Welt begegnen mag, scharf abhebt.

Personen verstehen wir, indem wir ihren sittlichen Werth beurtheilen. Die sittliche Forderung ist der Schlüssel für ihr Inneres. An vertrauenswürdigen Personen machen wir nicht nur die Erfahrung, daß sie vor dem Maßstabe der sittlichen Forderung bestehen. Wir er-

leben an ihnen auch immer, daß sie uns in dem Verständniß dessen fördern, woran wir sie gemessen haben. Sie bereichern uns, indem wir sie beurtheilen und zu verstehen suchen. Auf der andern Seite bringt uns die sittlichen Förderung, die wir durch sie erfahren, immer auch dazu, daß wir einen schärferen Blick für das bekommen, was an ihnen verkehrt ist. Sie sorgen so selbst dafür, daß das Ideal, das wir in ihnen vorzufinden meinten, über sie hinauswächst. Wenn es uns mit der Person Jesu ganz ebenso ginge, so gäbe es kein Christenthum in der Welt. Freilich kommen wir ihm vor Allem nur dadurch näher, daß wir unser Gewissen befragen und ihn an der sittlichen Forderung messen. Aber er wird je näher wir ihm kommen, desto mehr der Ausleger unsers Gewissens. Was der Sinn des sittlichen Gebotes sei, was gut, was sittliche Kraft und Fülle sei, das meinen wir zum ersten Male zu erblicken, wenn uns für ihn die Augen aufgehen. Der felsenharte Wille, den wir da suchen, wo wir Vertrauen schenken wollen, ist uns sichtbar in seiner völligen Freiheit von Menschenfurcht, in seiner geistigen Freiheit von Todesfurcht. Die Fülle geistigen Lebens, nach der unsere Seele verlangt, erscheint uns in der Art, wie er liebt und wie er haßt. Er liebt die, die seiner bedürfen und er haßt die, die den Bedürftigen hemmen und verkommen lassen. Ueber ihn wächst das sittliche Ideal nicht hinaus. Denn er macht es uns anschaulich als etwas unerschöpfliches, das unsere Herzen und Sinne packt, und uns aufs Tiefste fühlen läßt, wie weit wir selbst davon entfernt sind. Das ist einfach eine Thatsache, daß die im Neuen Testament überlieferte Erscheinung Jesu so auf uns wirkt. Wer das Christenthum bestreiten will, der schaffe vor Allem das Faktum hinweg, daß unzählige Menschen so von Jesus ergriffen werden.

Aber damit allein, daß die geschichtliche Erscheinung Jesu uns so ergreift, wird der Glaube noch nicht in uns begründet. Es kommt dazu, daß derselbe Mann, der für die durch ihn getroffenen Menschen

zum Richter, zum Gewissen wird, mit einer geduldigen Liebe ohne Gleichen sich dieser Menschen annimmt. Zudem er durch die einfache Gewalt seines persönlichen Lebens den Sünder unsicher macht, giebt er ihm zugleich einen Halt durch seine Freundlichkeit. Die Menschen, die durch ihn dazu gebracht wurden, es schmerzlich zu empfinden, wie es um sie stand, fühlten sich deshalb dennoch zu ihm hingezogen. So vergab er damals die Sünden. Er vor dessen Auge das ungeheure Elend der Menschheit aufgerollt ist, ihre tiefe Lieblosigkeit und Willensschwäche, hat dennoch die ruhige Zuversicht, er könne die Menschen aus der Hölle reißen, die sie sich selbst in ihrem Innern für jetzt oder für künftige Zeit bereitet haben. An dem Vorabend eines grauenvollen Todes, mitten in dem sichtbaren Untergang seines Werkes, hat sein sittliches Zartgefühl ihn nicht verhindert jene Worte zu sprechen, die sein Zutrauen zu seiner eignen Kraft und Bedeutung durch die Geschichte tragen. Er sagt in diesen Worten, der Rückblick auf seine Person könne alle Menschen nach ihm von ihrem innern Unfrieden, von der Last der Schuld befreien. So verschafft er jetzt und für alle Zeiten allen denen Vergebung der Sünden, welche ihn beachteten, seinen Ernst und seine Güte empfanden und so von seiner Zuversicht zu sich selbst überwältigt wurden.

Wenn in dem Eindruck, den Jesus auf uns macht, dieß zusammenwirkt, so entsteht unser Glaube. Denn jenes Erlebniß an der Person Jesu versteht der Mensch, dem es widerfährt, ohne Weiteres als die Berührung durch eine überweltliche Macht voll Liebe und Treue. Was er auch sonst bereits von Gott gehört hat, er wird doch erst jetzt meinen, daß er Gott selbst gefunden habe. Denn er hegt jetzt nicht nur Gedanken über Gott, die ihm Andere überliefert haben, oder die er selbst sich ausgedonnen hat, sondern er steht jetzt in einem Erlebniß, in welchem er Gottes Wirken an sich verspürt. In dem was er an der Person Jesu erfährt, wird es dem Christen gewiß, daß ihn die Macht des Guten nicht nur richtet, sondern erlöst. So ist christlicher

Glaube beschaffen. Er ist einfach das Vertrauen, das uns Jesus durch sein persönliches Leben abgewinnt, und danach die freudige Unterwerfung unter den in ihm uns erscheinenden und durch ihn auf uns wirkenden Gott. Ein solcher Glaube macht durch sich selbst selig. Er belastet den gewissenhaften Menschen nicht, weil er uns nicht zumuthet, irgend etwas für wahr zu halten, was uns unverständlich geblieben ist. Er ist überhaupt nicht unser mühsames Werk, sondern wie alles Vertrauen ein Erfahren dessen, was ein Anderer uns anthut. Leichter als der falsche Glaube, der alles Mögliche für wahr halten will, weil es die Bibel oder die Kirche sagt, ist dieser echte Christenglaube gewiß nicht. Denn wir bringen ihn überhaupt nicht fertig. Er entsteht in uns, wenn das Gute als eine uns richtende und rettende Macht uns durch Jesus Christus zu einer unabweisbaren Thatsache unseres eignen Lebens wird. Selig macht ein solcher Glaube, wie überhaupt allein die Thatsache, daß er Gott gefunden hat, einen Menschen selig machen kann. So ist in dem echten christlichen Glauben beides mit einander verbunden: die Unterwerfung unter die Autorität einer Offenbarung die allein unbedingten Gehorsam fordern kann, weil sie die geheimnißvolle Macht des guten Willens ist, und die Seligkeit, eine unzerstörbare Regung tiefster Freude, die den Christen unter aller Last des Lebens nicht ersticken läßt. Wenn wir das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ singen, so meinen wir damit nicht, daß wir, wenn uns Gut, Ehre, Kind und Weib genommen werden, uns dennoch trotzig in unsere Ueberzeugung verbeißen und uns nicht zerbrechen lassen wollen. Sondern wir meinen damit, daß auch unter schauerlich dunkeln Erlebnissen uns ein ewig bleibendes Glück gegenwärtig ist, die Gabe Gottes in Jesus Christus. Sie schafft uns einen unangreifbaren Bereich inneren Friedens.

Wer nun dahin gekommen ist, wird in der Bibel nicht mehr ein gleichgültiges Object historischer Untersuchungen sehen können. Denn

er hört in der That aus ihr das Wort Gottes an die Menschheit, eine Zusammenfassung geschichtlicher Produkte, die durch keinen Fortschritt der Geschichte antiquirt werden können. Sicherlich aber ist er auch fern von der Annahme, daß er alles für wahr halte, was in der Bibel steht. Er wird zwar merken, daß er jetzt erst durch seinen Glauben in die innere Verfassung gebracht ist, die Propheten und Apostel recht zu verstehen. Aber er weiß auch, daß Vieles in der Bibel sich findet, wofür sein Verständniß noch nicht gereift ist. Gott wird uns schon weiter helfen. Aber freilich können wir nur dann in der Erkenntniß wachsen, wenn wir in der Stille den Glauben gebrauchen, den uns Gott durch Christus gegeben hat. Der wirklich zum Glauben erweckte Mensch läßt sich auch ruhig gesagt sein, das Vieles in der Bibel steht, was überhaupt niemals unser geistiges Eigenthum werden kann und soll, wie z. B. die gesammte antike Naturanschauung, sodann die Spuren rabbinischer Theologie und jüdischer Apokalyptik im Neuen Testament. Indem der wirklich ernste, seiner Sache gewisse Glaube dieß bereitwillig zugesteht — wovon wiederum Luther ein leuchtendes Beispiel ist, — läßt er der historischen Forschung an der Bibel, der wissenschaftlichen Arbeit der Theologie freien Raum. Ein Glaube dagegen, der jenes Zugeständniß versagt, tritt nothwendig in einen Bund mit unwahrhaftigem Wesen und muß zur Strafe dafür in Angst vor den Thatfachen stehen.

Nach der Weise des Glaubens, den wir beschrieben haben, hält sich im Stillen jeder, der in der evangelischen Kirche wirklich ein christliches Leben führt. Sollte nun dieser Grundsatz der Reformation zwar für das innere Leben des Einzelnen maßgebend sein, aber nicht für das Leben der Kirche? Denn gegen das, was wir soeben über die Bibel gesagt haben, erhebt sich der Einwand: wie soll die evangelische Kirche bestehen, wenn sie nicht der Bibel als dem Worte Gottes gehorcht? Und wie soll man die Kirche regieren, wenn man nicht diesen Gehorsam

fordern und voraussetzen kann? Wenn das, was wir beschrieben haben, der Glaube ist, der einen Menschen selig macht, so scheint dagegen die Leistung eines solchen Gehorsams der Glaube zu sein, der den Bestand und die Regierung der Kirche möglich macht. Ich meine dennoch, daß eine solche Theilung nicht richtig ist. Wo man sich bei der Regierung der Kirche, also vor allem im Pfarramt, darauf einläßt, da giebt man aus an sich achtbaren praktischen Rücksichten selbst den Standpunkt des Glaubens auf. Niemand hat ein Recht, der evangelischen Kirche irgend etwas als nothwendig anzuhängen, was nicht entweder dazu dient, den Glauben zu wecken und in Bestand zu erhalten oder eine Frucht des Glaubens ist. Das darf man nicht vergessen, wenn man um der Kirche willen für den Gehorsam gegen die Bibel als das Wort Gottes redet. Wohl gilt in der evangelischen Gemeinde in Betreff der Bibel ein Grundsatz, der die einfache Folge des Glaubens ist. Jeder, dem Jesus Christus das Wort des unsichtbaren Gottes an ihn selbst geworden ist, steht mit Ehrfurcht zu den Büchern des Alten und Neuen Testaments. Sie bilden die einzige Ueberlieferung, in der Christus für uns zu finden ist. Deshalb gilt uns die Kenntniß dieser Bücher als ein Mittel ihm näher zu kommen und uns ein reicheres Bild von dem zu verschaffen, was uns den rechten Muth zum Leben giebt. Wir wollen aus diesem Grunde keine andere Predigt hören als die, die uns das Wort Gottes aus der heiligen Schrift auslegt. Für jeden, der diese innere Stellung zu der Bibel gewonnen hat, muß die Bibel einen unerschöpflichen Inhalt haben. Aber eine gebietende Autorität, der er sich ganz und gar gefangen giebt, hat für ihn, der es gelernt hat, sich Gott zu unterwerfen, Gott allein. Also nicht jedes Schriftwort, sondern das Schriftwort in dem er Kraft seines Glaubens den zu ihm redenden Gott bereits versteht. Das Maß eines solchen Schriftverständnisses mag groß oder klein sein; — daran hängt das Leben nicht. Die Lebensfrage wird allein dadurch entschieden, ob wir Glauben

haben und den Glauben im Leben üben. Wohl aber werden wir, wenn unser Schriftverständniß still steht und die Bibel uns gleichgültig wird, daraus die Mahnung entnehmen, daß wir anfangen zu verdorren.

Das ist die Stellung zur Bibel, die sich wirklich als ein nothwendiger Grundsatz aus dem Glauben ergibt. Ohne Zweifel wird in der Regel um der Kirche willen etwas Anderes verlangt. Es wird von den Gliedern der evangelischen Gemeinde gefordert, daß sie sich von vornherein bereit erklären, alles in der Bibel gelehrt und erzählte für wahr zu halten, obgleich es sicher ist, daß es ihnen in vielen Fällen gar nicht einleuchtet. Ihren Sinn empfängt diese sonderbare Forderung durch ein praktisches Bedürfniß des Kirchendienstes. Wenn es nämlich nöthig ist, den Leuten ein kleines System in der Kirche entwickelter Lehre zu beweisen, so wird meistens nichts weiter übrig bleiben, als daß man sich auf das „es steht geschrieben“ zurückzieht und damit den Beweis für erledigt erklärt. Es fragt sich aber, ob so etwas nöthig ist. Wohl soll die Theologie die von den Vätern erworbene christliche Erkenntniß möglichst einfach zusammenfassen und der Gemeinde darbieten. Aber wir sollen es nicht thun mit dem Anspruch, daß wir das beweisen wollten, und nicht mit der Forderung, daß jeder das durch stürmischen Entschluß zu seinem Eigenthum machen sollte. Wir sollen es vielmehr hinstellen als den Ausdruck der innern Welt, in welcher Gläubige gelebt haben, und sollen den Christen sagen, daß sie auch einmal zu dem Verständniß solcher Dinge empormachsen werden, wenn sie, ein jeder in seiner besonderen Lage, den Glauben üben, der etwas ganz Anderes ist, als ein aus menschlichem Entschluß geborenes Fürwahrhalten. In der Religion herrscht die Ehrfurcht vor dem Geheimniß. Denn auch, wo er sich offenbart, bleibt Gott im Dunkel wohnen. Deshalb ist dem Glauben, der wirklich durch Gottes Offenbarung geweckt ist, solche Ehrfurcht selbstverständlich und natürlich. Dagegen ist nichts dem Unglauben ähnlicher, als die anmaßende Be-

hendigkeit, das, was nur dem Glauben offenbart werden kann, sich äußerlich anzuneigen. Der Glaube weiß, wie er in der Erkenntniß wächst. Es geht wunderbar zu; „von einer Klarheit zur andern“. Machen läßt es sich nicht. Vielleicht wäre es diesen Verhältnissen entsprechend, wenn die Kirche in ihrer Praxis das wieder aufleben ließe, was die alte Kirche mit der sogenannten Arkandisciplin gemeint zu haben scheint. Die rechte Arkandisciplin der evangelischen Kirche würde darin bestehen, daß man erstens den Glauben nichts weiter sein läßt als den innern Verkehr mit Gott, zu dem Gott selbst uns erhebt; und daß man zweitens eine wunderbare Welt christlicher Erkenntniß nicht etwa dem noch Ungläubigen als etwas, das er sich erorbern könnte, hinstellt, sondern dem Gläubigen als ein Ziel, zu dem Gott den Menschen führen wird, der in der Uebung des Glaubens bleibt.

Manche thatkräftige Kirchenmänner werden freilich meinen, daß das Alles zu langsam gehe. Es geht freilich langsam zu, wie alles gesunde Wachsthum. Aber es bringt Frucht. Dagegen kann es nur Schaden bringen, wenn man den Christen es zur Pflicht macht, solche Dinge zu ihrem innern Besiß zu rechnen, die sie in Wahrheit nicht verstehen. Bei denen, die überhaupt ernstlich auf eine solche Praxis eingehen, kann sich nichts weiter daraus ergeben, als eine Befriedigung ihrer Eitelkeit und eine ganz falsche Art von Gottesdienst. Dem Worte Gottes wollen sie sich unterwerfen. Aber sie vergessen, daß man Gott und seinem Worte nicht in derselben Weise dienstbar werden kann, wie Menschen und menschlicher Sagung. Gott verlangt das Herz. Wie soll ich mich mit freiem Herzen solchen Vorstellungen unterordnen, von denen ich noch nicht das Verständniß gewonnen habe, daß sich mein Glaube, in welchem ich wirklich Gott unterworfen bin, frei und unbefangen in ihnen bewegt. Wenn ich mir das dennoch vornehme, so stelle ich mich zu Gott und seinem Worte, wie zu menschlicher Sagung. Der letzteren kann man allerdings äußerlich

dienen. Was ich Wort Gottes nenne, würde dann also in Wahrheit für mich den Charakter einer Menschenfäzung haben, die das Gewissen ebenso bedrückt, wie die Lasten, die Luther von sich warf. Diese einfache Ueberlegung sollte uns davor bewahren, um der Kirche willen die Zustimmung zum Bibelwort ohne Weiteres von jedem, der ein Christ sein will, zu verlangen. Auf solche Weise machen wir das, was im Wachsthum des Glaubens ein Gotteswort für die Gläubigen werden soll, zum Gegenstande eines äußerlichen werthlosen Gehorsams, also zu willkürlicher Fäzung. Niemand aber hat ein Recht, ein solches Joch auf der Jünger Hälse zu legen.

Für das Leben der Kirche ist etwas ganz anderes erforderlich. Es wird auch überall von treuen Dienern der Kirche angestrebt, wie auch im Uebrigen ihre kirchliche und dogmatische Parteistellung sein mag. Es ist der Gemeinde immer von Neuem zu zeigen, was der Glaube sei, wie er entsteht, was für Güter er bringt und was für Pflichten er auferlegt. Das allein ist Glaube, daß wir der Wirklichkeit Gottes und seiner an uns wirksamen Gnade an der Thatfache inne werden, daß Jesus Christus für uns vorhanden ist in der einfachen menschlichen Erscheinung, die jedem sittlich regen Menschen verständlich werden kann. Darin bestehen die Güter dieses Glaubens, daß er uns immer wieder zu neuen Menschen macht, indem er d. h. die in ihm erfahrene Nähe Gottes uns die Kraft giebt, zu überwinden und im Unsichtbaren heimisch zu werden. Seine Pflicht aber erfüllt dieser Glaube, er wird zum Gehorsam, wenn er in jeder Lebenslage jene Güter gebraucht und sich damit immer von Neuem Gott und seiner Wahrheit unterwirft. So wird in vielen evangelischen Kirchen vom Glauben zur Gemeinde geredet, nicht bloß im Allgemeinen, sondern unter liebevollem Eingehen auf die speciellen Verhältnisse. Daß aber auch die falsche Lehre vom Glauben unter uns im Schwange ist, kann man daran sehen, daß so Viele den christlichen Werth eines Menschen

danach bemessen, ob er dieser oder jener Summe apostolischer Lehre, die sie gerade für nothwendig halten, zustimme oder nicht. Solche Zustimmung ist eben nicht das erste, worauf es ankommt, sondern das erste ist der Glaube, der uns erst dazu befähigt, zuzustimmen, und in der Erkenntniß zu wachsen, sei es nun viel oder wenig. Und wenn ein Christ unserer Tage auch so wenig von apostolischer Erkenntniß hätte, wie etwa der Märtyrer Justinus, — wenn er nur überhaupt sich durch Jesus Christus vor Gott gestellt weiß, so hat er in der Hauptsache dasselbe wie die hohen Apostel. Darauf sollte die evangelische Kirche mit eiserner Strenge halten, daß niemand vor der Gemeinde zur Verkündigung des Evangeliums seinen Mund aufthue, der nicht bewiesen hat, daß er den Glauben, der die erlösende Gabe Gottes ist, unterscheiden könne von der werthlosen Zustimmung zu unverstandener Lehre. Das wäre rechte Bekenntnistreue in evangelischem Sinne. Denn das wird niemand anfechten, daß mit jener Unterscheidung und der ihr zu Grunde liegenden Position das Werk der Reformation steht und fällt.

Den Glauben, den wir beschrieben haben, hat Luther auf Grund der heiligen Schrift als den geistigen Vorgang klar gemacht, in welchem der Mensch nach Gottes Ordnung demüthig und stark, seines Glends sich bewußt und doch selig werden soll. Nichts hat dieses Werk Luthers fortgesetzt. Indem aber wir, seine Schüler, ihm in dieser Sache folgen, geben wir uns nicht der Täuschung hin, daß wir als Glieder einer Universität darauf aus sein müßten, diesen Glauben mit wissenschaftlichen Mitteln zu begründen. Das ist unmöglich, wie es überhaupt nicht möglich ist, jemanden durch Beweise dahin zu bringen, daß er sich dem Eindruck einer Person überläßt und ihr vertraut. Wir können uns zunächst nur an die wenden, die durch dieselbe geschichtliche Anschauung wie wir bestimmt und dadurch zu christlicher Weltanschauung, zu christlichem Urtheilen und Handeln befähigt sind. Trotzdem würde ich es für unrichtig halten, wenn man aus diesem Grunde die Theologie

von den Universitäten ablösen wollte. Wer sich nicht gänzlich in elementarer wissenschaftlicher Arbeit verliert, ist immer dazu genöthigt mit einer bestimmten Weltanschauung innerhalb der Geschichte Stellung zu nehmen. Vor allen ist jeder, der geschichtliche Vorgänge erkennen und darstellen soll dazu genöthigt. Ein in dieser Beziehung gänzlich leerer Mensch kann vielleicht eine Geschichte der Kostüme, aber gewiß nicht eine Geschichte der Menschen schreiben. Aber auch jeder andere Forscher, wenn er nicht etwa als Forscher groß werden und als Mensch verkommen will, wird gerade soweit, als er als Person reif und charaktervoll wird, eine Weltanschauung in sich entwickeln, für die er keine zwingenden wissenschaftlichen Beweise hat und für die er dennoch als Charakter eintritt. Es begegnet dabei jedem dasselbe, was man uns als ein besonderes Zeichen unserer Unwissenschaftlichkeit vorzuhalten pflegt. Uns sagt man, der geschichtliche Christus, der für uns Motiv und Grund des Glaubens an Gott, als einer Weltanschauung sein soll, sei gar nicht eine so fest umschriebene, zweifellose Größe, daß er dazu dienen könne. Es gibt ein Leben Jesu von Strauß und Renan, von Beshlag und Weiß. Welches gibt uns den geschichtlichen Christus? Wir erwidern darauf: keines von Allen. Es ist aber überhaupt ein Fehler, einen Grund der religiösen Weltanschauung zu verlangen, der mit rechnungsmäßiger Sicherheit wirkt. Wer danach verlangt der gehe in die katholische Kirche; da allein ist das angeblich zu finden. Trotzdem ist unsere Berufung auf den geschichtlichen Christus richtig. Das bedeutet freilich nicht, daß wir den Christus, der der Grund unseres Glaubens ist, als eine ebenso zweifellose Thatfache für jeden erweisen können, wie etwa die Thatfache, daß schon zu Luthers Zeiten an dieser Stelle eine Stadt gewesen ist. Aber das wollen wir damit sagen: es liegen in jedem Menschen die Bedingungen dazu, daß er in der Ueberlieferung von Jesus, in den Büchern des Neuen Testaments das Bild eines Mannes finden kann, der durch die Gewalt seines per-

fönlichen Lebens uns über dem Abgrund hält. Zwingen werden wir keinen dazu, in Jesus seinen Erlöser zu finden. Etwas ähnliches ist aber bei jeder andern Weltanschauung auch zu beobachten. Wer z. B. einer naturalistischen Weltanschauung folgt, findet sicherlich in der Naturordnung eine geheimnißvolle Macht, die wir nicht ebenso empfinden, die aber sein Gemüth befriedigt. Er ist selbstverständlich principiell darauf gestimmt, das persönliche Leben geringer zu achten als das Naturleben, obgleich er diesen Standpunkt gelegentlich verleugnen muß, wenn er sich nicht unmenschlich betragen will. Den Gedanken und Stimmungen einer solchen Weltanschauung wird sich doch aber jeder verschließen, der über dem, was da ist, das, was sein soll, nicht vergessen mag.

Also darin sind alle Religionen einander gleich, daß sie niemanden durch wissenschaftliche Beweise auf ihren Standpunkt zwingen können. Wenn die Universitäten nur eine solche Theologie zulassen wollten, die dieß für das Christenthum in Aussicht stellte, so würden wir nicht hierher gehören. Denn das können wir nicht in Aussicht stellen. Aber ich denke, auch diejenigen unter uns, die keine Christen sein wollen, werden dennoch als charaktervolle Männer mit uns der Meinung sein, daß nichts in der Welt so sehr der Betrachtung werth sei, als die Gedanken, in denen sich ein Charakter abschließt, indem er auf die Frage nach Sinn und Zweck seines Lebens eine Antwort sucht, d. h. die Weltanschauung, die immer eine Art von Religion darstellt. Daß aber auf den deutschen Universitäten der hervorragende Gegenstand der Untersuchung nicht der Islam ist, sondern das Christenthum, das dürfte dadurch genügend motivirt sein, daß die meisten Deutschen nicht Mohammedaner sein wollen, sondern Christen.



N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung in Marburg (Hessen).

In gleichem Verlage erschienen:

- Achelis, C. Chr.**, Die evangelische Gemeindepredigt eine Großmacht. Vortrag auf der Pastoral-Konferenz der Wupperthaler Festwoche in Barmen am 12. August 1887. 8. 30 S. M. —.60.
- — Die Entstehungszeit von Luthers geistlichen Liedern. 4. 36 S. M. 1.—.
- — Aus dem akademischen Gottesdienste in Marburg. Predigten. 3 Hefte in 1 Band. 8. VI, 111. IV. 107. u. IV. 147 S. M. 3.40.
Gebunden in Leinwand M. 4.50.
- Beer, Georg**, Individual- und Gemeindep salmen. Ein Beitrag zur Erklärung des Psalters. gr. 8. CIII, 92 S. M. 4.—
- — Der Text des Buches Hiob untersucht. Erstes Heft. Kapitel 1—XIV. gr. 8. IX, 89 S. M. 2.80.
- Deißmann, G. A.**, Bibelstudien. Beiträge zumeist aus den Papyri und Inschriften zur Geschichte der Sprache, des Christtums und der Religion des hellenistischen Judentums und des Urchristentums. Mit einer Tafel in Lichtdruck. gr. 8. XII, 297 S. M. 8.—.
- — Die neutestamentliche Formel „in Christo Jesu“. gr. 8. X, 136 S. M. 2.50.
- — Johann Kepler und die Bibel. Ein Beitrag zur Geschichte der Schriftautorität. 8. 36 S. M. —.60.
- Frankenberg, Wilhelm**, Die Composition des deuteronomischen Richterbuches (Richter II, 6—XVI) nebst einer Kritik von Richter XVII—XXI. gr. 8. 81 S. M. 1.60.
- Heinrici, G.**, Von Wesen und Aufgabe der evangelisch-theologischen Fakultäten. Rede beim Antritt des Rectorats der Universität Marburg am 19. October 1884. 8. 31 S. M. —.50.
- Henke, F. L. Th.**, Zur neueren Kirchengeschichte. Akademische Reden und Vorlesungen. 8. M. 3.—.
- — Schleiermacher und die Union. Festrede am 21. November 1868 in der Aula zu Marburg. 8. 40 S. M. —.50.
- — Eine deutsche Kirche. Festrede am 22. März 1872, dem Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I. 8. 23 S. M. —.30.
- Koske, W.**, Die Einführung der Reformation in Marburg. Ein geschichtliches Bild aus Hessens Vergangenheit. M. 1.—.

Kütz, Ed. O., Die epistolischen Perikopen, auf Grund der besten Ausleger älterer und neuerer Zeit exegetisch und homiletisch bearbeitet.

1. Band. Vom 1. Advent bis zum Himmelfahrtsfeste. gr. 8. VI, 328 S. M. 3.—

2. Band. Vom Sonntage Gaudi bis zum 27. Sonntage nach Trinitatis. gr. 8. 327 S. M. 3.—

„Ein vorzügliches, allein schon genügendes Hilfsmittel zur Predigtvorbereitung; Verf. bringt nicht Dispositionen, aber sehr reichhaltiges und tüchtiges exegetisches Material, zumal aus alten, Wenigen zugänglichen Auslegern, wie es sich zur homiletischen Verarbeitung eignet. Das mit großer Treue gearbeitete Werk bietet also alles, was man zum Textstudium sonst sich nur aus vielen Commentaren zusammentragen könnte. Es will eben zum Studium anregen und Handreichung thun“.

Sächsisches Kirchen- und Schulblatt.

Kraackhschmar, Richard, Die Bundesvorstellung im alten Testament in ihrer geschichtlichen Entwicklung untersucht und dargestellt. gr. 8. VI., 254 S. M. 6.40.

Leu, Julius, Historische Erklärung des zweiten Theils des Jesaja Capitel 40 bis Capitel 66 nach den Ergebnissen aus den babylonischen Keilschriften nebst einer Abhandlung: Ueber die Bedeutung des „Aecht Gottes“. gr. 8. XII, 160 S. M. 3.—

Link, Adolf, Christi Person und Werk im Hirten des Hermas. gr. 8. 61 S. M. 1.20.

Mangold, Wilhelm, Bilder aus Frankreich. Vier kirchengeschichtliche Vorlesungen. 2. Ausg. gr. 8. VII, 167 S. M. 1.20.

— — **Gruft Ludwig Theodor Henke, Ein Gedenkblatt.** 8. 43 S. M. —.80.

— — **Der Römerbrief und die Anfänge der römischen Gemeinde. Eine kritische Untersuchung.** gr. 8. VIII, 183 S. M. 2.50.

— — **Der Römerbrief und seine geschichtlichen Voraussetzungen. Neu untersucht.** gr. 8. XIII, 368 S. M. 7.20.

— — **Drei Predigten über Johanneische Texte.** 12. VIII, 51 S. M. —.50.

— — **32 Predigten, gehalten in den Jahren 1846—82.** gr. 8. IV, 253 S. M. 2.40.

Mirbt, Carl, Die Wahl Gregors VII. 4. 56 S. M. 2.—

„Die Untersuchung ist auf Grund eingehendsten Studiums der Quellen geführt. Sie bildet einen der werthvollsten neueren Beiträge zur Geschichte der großen politisch-kirchlichen Krisen und Kämpfe des ausgehenden 11. Jahrhunderts.“

Evang. Kirchenzeitung 1892, 12.

3 2400 00057 5393

23011

2/

Die vierund
als dessen gew
Nati-onallittera
Jahrhunderte m
in verhältnißmä
gangen, bewahr
frische, es entsp
den von Wilma
wie der gebildet
bekanntlich mit
des Werkes gen
ging der gelehr
Objectivität des
mung, Wilmar
Parteigetriebe.
Autors, für die
erweiterte nur
unsichtiger Ber
Beleuchtungen
Tagen zu führe
geben, veranla
zehnt, unsere M
eine schwierige
Geiste Wilmars
löste. Wilmars
hang bezeichnen
waltigen Stoff
ist bekannt, wa
tungen, jene des
traditionen er
zu unserer Litt
der den mann
außerordentlich treffe
Mythus, aber sie
Urtheils so vorth
wissenhaft niem
Werthe und der t
haft formvollende
auf das Wohlthue
gänzungen von St
bearbeiter, der au
ihm schuldige Gere
und preiswürdige
Nationallitteratur

Wochen=Fun

Frei

BX
4827
R5H37
1896

LC Col

DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

genera-
t des
d ge-
lichen
eister-
nigt,
e Er-
Neu-
r die
bneres
tichen

p. 51.

6/7

Vor Kurzem erschien in zweiter vermehrter Auflage (siebentes bis elftes Tausend):

Bilderatlas

7^{te} zur

Geschichte der deutschen Nationallitteratur.

Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte.

Nach den Quellen bearbeitet

von

Dr. Gustav Könnecke.

Mit mehr als 2200 Abbildungen und 14 Kunst-Beilagen,
wovon 2 in Heliogravüre und 5 in Farbendruck.

Preis: Ungebunden Mk. 22. —, in stilgemäßem Einbände Mk. 28. —

Augsburger Allgemeine Zeitung: Könnecke's Bilderatlas ist in dem Verlage von N. G. Elwert in Marburg herausgegeben, in welchem seit 1845 Bilmars Geschichte der deutschen Nationallitteratur (jetzt in 24 Auflagen) erschienen ist. Diesem Buche reiht sich der Bilderatlas in würdigster Weise an. Zum erstenmale ist hier ein auf umfassenden und gewissenhaften Studien begründetes Buch geliefert, das alle früheren Werke der Art gänzlich in den Schatten stellt. Wer die einzelnen Blätter des Buches verständnißvoll an sich vorüberziehen läßt, dem tritt unwillkürlich der ganze Entwicklungsgang unserer nationalen Litteratur vor die Seele; es vergegenwärtigen sich in diesen Bildern die Anfänge, das wechselweise eintretende Anschwellen und Nachlassen der dichterischen Kräfte unseres Volkes. Mit Freuden ist ein solches Werk zu begrüßen, das die Herrlichkeit der deutschen Litteratur ohne Uebertreibung uns vor Augen stellt, die Liebe zu ihr im ganzen Volke mehrt und stärkt und in diesem Sinne ist denn auch Könnecke's Bilderatlas als eine willkommene Gabe an die Nation zu bezeichnen.

Tägliche Rundschau: Dieses nach großem Plane musterhaft durchgeführte Werk darf in Gehalt und Gestalt wirklich auf monumentale Bedeutung Anspruch machen. Es ist als ob wir durch eine große Halle wanderten, deren Wölbung und Wände mit lebensvollen, charakteristischen Bildern geschmückt sind, welche Jahrhunderte deutscher Dichtung, Kunst und Wissenschaft so eindringlich veranschaulichen, wie es die bloße Schilderung durch Worte, selbst aus kundigster Feder und in berebtester Darstellung, niemals vermag. Das auf gewissenhaften Quellenstudien beruhende, durchaus sachlich gehaltene und bis auf die neueste Zeit fortgeführte Werk wird, bei seinem verhältnißmäßig sehr billigen Preise, sicher bald die weiteste Verbreitung finden.